

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Wolkenschau

am 6. September 2020 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde des Overbeck-Museums,

*Wolken ziehen unaufhaltsam
Übers weite Himmelszelt.
Es sind weitgereiste Wolken,
sie reisten um die ganze Welt.*

Diese Zeilen sind keine Weltliteratur – jedenfalls noch nicht. Es ist, um ehrlich zu sein, das erste Gedicht, das ich geschrieben habe, im Alter von 9 Jahren. Ich bin ein Stadtkind, aufgewachsen mit asphaltierten Straßen, hohen Häusern und vielen Autos. Warum Wolken? Was fasziniert uns so an ihnen, selbst dann, wenn wir in der Stadt nur einen kleinen Ausschnitt des Himmels sehen können?

Seit der Mensch aufrecht geht, richtet er den Blick zum Himmel – ängstlich, erwartungs- und hoffnungsvoll, schreibt der Literaturhistoriker Klaus Reichert. Was erwarten wir zu sehen? Wie das Wetter wird. Die Zukunft also. Werden wir frieren? Wird die Ernte vertrocknen? Werden wir genug zu essen haben? Und zugleich sehen wir etwas, worauf wir keinen Einfluss haben. Wenn dunkle Gewitterwolken aufziehen, können wir nur noch Schutz suchen. Abwenden oder gar verhindern können wir den Regenguss nicht.

Nicht ohne Grund galten Wolken über Jahrtausende als göttlich. Sie haben Macht über den Menschen, aber der Mensch hat umgekehrt keine Macht über sie. Zeus, der Himmelslenker der römischen Antike, schleuderte nicht nur Blitze, wie es ihm beliebte – er näherte sich auch der schönen Io als Wolke, um sie zu verführen. Wem das merkwürdig erscheint, der sei an den Gott des Alten Testaments erinnert: Als Moses auf dem Berg Sinai die Zehn Gebote empfing, zeigte sich ihm Gott – als Wolke!

Wolken sind allgegenwärtig und unerreichbar zugleich. Je nachdem, wo ein Kind aufwächst, hat es vielleicht noch nie in seinem Leben Schnee gesehen, oder noch nie das Meer – aber jedes Kind sieht in seinen ersten Lebensjahren Wolken. Sie sind ein Teil unseres Lebens, für jeden von uns. Und immer sind sie so hoch oben, so weit weg, dass man sie nicht anfassen kann. Wohl jedes Kind – und wenn wir ehrlich sind: auch fast jeder Erwachsene – möchte gerne einmal eine Wolke streicheln. Selbst wenn der Verstand längst weiß, dass das nicht möglich ist.

Und trotzdem – oder gerade weil Wolken allgegenwärtig sind, nehmen wir sie meist gar nicht zur Kenntnis. Wir können sagen, ob der Himmel blau oder grau ist, ob die Sonne scheint oder ob es regnet. Aber wie viele Wolken standen gerade eben am Himmel, wo genau waren sie und wie sahen sie aus? Wir haben nicht darauf geachtet.

Wann nehmen wir Wolken überhaupt wahr? Es braucht dafür einen Moment des Innehaltens und des Verweilens, herausgelöst aus unserem Lebensalltag. Klaus Reichert erinnert sich an seine erste bewusste „Wolkenschau“ im zarten Alter von 6 oder 7 Jahren: *Ich legte mich vorsichtig, um die Blumen nicht zu zerdrücken, an den Rand der Wiese, und da sah ich sie über mir, zum ersten Mal*

wirklich und wie für mich bestimmt, die Wolken, wie sie in dicken, silberweißen Haufen vor dem Blau dahinzogen, langsam, gemessen und lautlos.

Erst 70 Jahre später beschreibt er diesen Moment. Er hat ihn nicht vergessen. Das ist bemerkenswert, wenn man bedenkt, wie oft uns die Erinnerung im Stich lässt – selbst bei Namen und Gesichtern von Menschen, die uns einmal nah waren, und bei Ereignissen, die wir für wichtig gehalten haben. Ausgerechnet an das Betrachten der Wolken kann er sich nach so vielen Jahrzehnten noch erinnern, und an das Gefühl, sie seien „wie für ihn bestimmt“. Er erinnert sich, weil er sich in diesem Moment nicht nur der Wolken, sondern auch seiner selbst bewusst wurde – vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben. Eine ähnliche Erfahrung beschreibt Bertolt Brecht in seinem Gedicht „Erinnerung an die Marie A.“:

An jenem Tag im blauen Mond September

Still unter einem jungen Pflaumenbaum

Da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe

In meinem Arm wie einen holden Traum.

Und über uns im schönen Sommerhimmel

War eine Wolke, die ich lange sah.

Sie war sehr weiß und ungeheuer oben

Und als ich aufsah, war sie nimmer da.

Seit jenem Tag sind viele, viele Monde

Geschwommen still hinunter und vorbei

Die Pflaumenbäume sind wohl abgehauen

Und fragst du mich, was mit der Liebe sei?

So sag ich dir: Ich kann mich nicht erinnern.

Und doch, gewiß, ich weiß schon, was du meinst

Doch ihr Gesicht, das weiß ich wirklich nimmer

Ich weiß nur mehr: Ich küsste es dereinst.

Und auch den Kuss, ich hätt' ihn längst vergessen

Wenn nicht die Wolke da gewesen wär

Die weiß ich noch und werd ich immer wissen

Sie war sehr weiß und kam von oben her.

Die Pflaumenbäume blühn vielleicht noch immer

Und jene Frau hat jetzt vielleicht das siebte Kind

Doch jene Wolke blühte nur Minuten

Und als ich auf sah, schwand sie schon im Wind.

Es ist nicht nur ihre Unerreichbarkeit, ihre ewige Ferne, die uns an den Wolken fasziniert, sondern auch ihre Flüchtigkeit. Nie behalten sie auch nur für ein paar Minuten die gleiche Form. Noch während wir sie betrachten, verändern sie sich schon, formen sich um, lösen sich auf, und immer scheinen wir ihre Wandlung erst im Nachhinein zu bemerken. *So wie sie unmerklich vergehen, / haben sie keine Ahnung vom Sterben. / Ihrer Vergänglichkeit kann sowieso / keiner das Wasser reichen,* schreibt Hans Magnus Enzensberger in seiner „Geschichte der Wolken“.

Die Wolken sind nicht nur fremd und hoch oben und so ganz anders als wir – sie sind uns auch ähnlicher als uns lieb ist. *Alles, was in des Menschen Brust widerklingt, ein Erhellen und Verfinstern, ein Entwickeln und Auflösen, ein Bilden und Zerstören, alles schwebt in den zarten Gebilden der Wolkenregionen vor unsern Sinnen,* schrieb der Maler und Naturphilosoph Carl Gustav Carus 1823 in seinen bis heute berühmten „Neun Briefen über Landschaftsmalerei“. Und in der Tat: Wer kennt das „Erhellen und Verfinstern“ nicht von sich selbst?

Wolken faszinieren uns, weil wir uns in ihnen wiedererkennen. Die Metaphern, die sie uns bieten, lassen sich auf uns anwenden, auf unseren Charakter und auf unser Leben. *Menschenleben und Wolken sind ihrer Natur nach verwandt: in ihrer Flüchtigkeit, ihrem Dahineilen, ihren großen und kleinen, plötzlichen oder langsamen Veränderungen*, schreibt Klaus Reichert. Vielleicht wollen wir Menschen die Wolken deshalb so gern verstehen und festhalten – weil wir heimlich glauben, damit auch unserer eigenen Vergänglichkeit etwas entgegensetzen zu können.

Aber wie soll man Wolken festhalten, wenn man sie nicht anfassen, nicht einfangen, nicht ausstopfen und in Museen ausstellen, nicht haltbar machen kann? Es muss einen anderen Weg geben. Immer wieder haben Menschen regelrechte „Wolkentagebücher“ geführt, in Zeichnungen oder in Worten: Der englische Maler John Constable schuf ab 1820 in Hampstead Heath im Norden Londons über Jahre hinweg mehr als 100 Wolkenstudien und notierte jeweils Uhrzeit und Windrichtung dazu. Es sind eingefrorene Augenblicke. Nie wieder wird der Himmel über London ganz genauso aussehen wie in diesem einen Moment vor 200 Jahren, aber dank Constables Skizzen können wir dieselben Wolken betrachten wie er, Wolken, die schon zum Zeitpunkt der Fertigstellung einer solchen Skizze nicht mehr so aussahen wie zu ihrem Beginn, weil sie sich binnen weniger Minuten veränderten. Ein Abgleich der fertigen Skizze mit der Wirklichkeit war dann schon nicht mehr möglich.

Noch schwieriger ist es, ein Wolkentagebuch in Worten zu führen, also zu beschreiben, was man sieht. Vor allem ist es geradezu unmöglich, Vergleiche zu vermeiden. „Die Wolke sieht aus wie...“ sagen wir unwillkürlich – schon weil wir uns nicht anders zu helfen wissen. Jeder kennt das Spiel, in den dahinziehenden Wolken wechselnde Gestalten zu entdecken. Und wenn einem nichts einfällt, was ihnen gleicht? Die Wolken sehen aus wie *Scherenschnitte von noch nicht*

erfundenen Tieren, schreibt Klaus Reichert: *Gott probiert Formen aus*. Wolken machen uns entweder sprachlos oder poetisch.

Auch der Schriftsteller Manfred Hausmann hielt in seinen „Worpsweder Kalenderblättern“ immer wieder die Veränderungen der Wolkenformationen vor seinem Fenster fest. Aufmerksam, ausführlich und teilweise sogar akribisch. Am 24. November 1942 notierte er insgesamt 27mal, über den ganzen Tag verteilt, so präzise wie möglich das Aussehen der Wolken. Ich zitiere (stark gekürzt):

9.00 Uhr

Hellblauer Himmel, am Horizont grünblau. Duftig weiße, strähnige und gekräuselte Wölkchen mit langen Bögen und wolligen Krallen. Die tiefstehende Sonne gelb, von einem lichten Dunst umgeben. Am östlichen Horizont eine dunkle Bank über weißem Nebel. [...]

9.05 Uhr

Je nachdem, wie die Sonne ihr Licht sendet, wird der Nebel bald gelb durchleuchtet, bald silbrig, bald grau, bald weiß, bald lila. [...] Der Horizont lilagrau, unheimlich. Darüber eine hohe Wolkenwand. Dann graue Wölkchen mit gelben und silbrigen Zackenrändern.

9.10 Uhr

Dunkler Rauch weht vom östlichen Horizont über den silbrig-grauen Nebel hin. Die Sonne bricht durch. Rauch und Nebel werden leuchtend hell.

9.15 Uhr

Die Sonne umgeben von einer silbernen Nebel-Gloriole. [...] Der nähere Nebel sinkt, zieht in Schwaden, wogt und vergeht allmählich. [...] Der Horizont gewinnt ungeheure Weite, wie auf See.

So geht es weiter, im 5- oder 10-Minuten-Takt, den ganzen Tag über, ein fortlaufendes präzises und zugleich poetisches Wolkenprotokoll. Es ist eine im Grunde unmögliche Aufgabe: das seinem Wesen nach Flüchtige, Bewegte, Transparente, Ungreifbare, Vergängliche festzuhalten. Aber gerade das Unmögliche reizt ja die Künstler schon immer, auch heute noch, und auch Benjamin Beßlich hat mir berichtet, dass er mit dem Zeichnen von Wolken begann, weil ihn diese Flüchtigkeit faszinierte. Es ist eine Arbeit, die Geduld und Demut erfordert, zumal man eigentlich nur daran scheitern kann. Man kann sich den Wolken zwar künstlerisch annähern – wirklich erfassen und haltbar machen kann man sie nicht. Aber man kann immerhin hoffen, frei nach Samuel Beckett, so gut zu scheitern wie nur irgend möglich. Der englische Maler John Ruskin hat deshalb das Malen von Wolken „service of clouds“ genannt: Wolkendienst. Landschaftsmaler sind Wolkendiener. Fritz und Hermine Overbeck haben sich vor mehr als 100 Jahren in diesen Dienst gestellt, und auch Benjamin Beßlich hat – wir sehen es in dieser Ausstellung – Wolkendienst geleistet.

Wie dient man ihnen am besten? Wie wird man ihnen gerecht? Es beginnt schon mit der Wahl der Technik. Fotografie oder Malerei? Plastisch als Skulptur oder zweidimensional im Bild? Fritz und Hermine Overbeck haben sich für die Ölmalerei entschieden, wahlweise auf Karton oder Leinwand. Ihre Zeichnungen und Gouachen zeigen zwar auch hin und wieder Wolken, galten ihnen aber nur als Fingerübungen und Vorstudien. Der pastose Farbauftrag mit dem Pinsel und überhaupt die intensive Farbigkeit der Ölmalerei waren es, die um 1900 den

entscheidenden Unterschied machten zur Fotografie, die es zwar schon gab, die aber Wolken nur schlecht und auch nur schwarzweiß wiedergeben konnte.

Heute, wo digitale Fotografie, Computerprogramme und 3-D-Technik alles möglich zu machen scheinen, besinnen wir uns wieder auf die Vorzüge der Schwarzweißdarstellung. Oft scheint sie uns sogar nuancenreicher zu sein als die Vielfarbigkeit. Das Wort „Nuance“ stammt übrigens vom lateinischen Wort „nubes“ ab und das bedeutet „Wolke“. Wie passend, wenn man drüber nachdenkt: Wir sprechen ja auch von „Schattierungen“ – da ist der Schatten, den die Wolke wirft, nicht weit.

Benjamin Beßlich hat sich für die Schwarzweiß-Schattierungen des Zeichnens entschieden, und die strikte Konsequenz, mit der sich diese Technik durch seine gesamte Wolkenserie zieht, darf nicht darüber hinwegtäuschen, aus welcher Vielfalt er schöpft. Wer Benjamin Beßlichs Werk kennt, weiß, dass er in den unterschiedlichsten Techniken arbeitet, Holzschnitte und Guckkästen anfertigt, mit Farben und Naturmaterialien arbeitet. Die strenge Beschränkung auf Graphitstift und Papier ist selbst gewählt und gewollt. Aber mit dieser Entscheidung allein ist es nicht getan. Papier ja, aber welches Papier? Benjamin Beßlich hat lange experimentiert, bis er sich schließlich für Transparentpapier entschied, das mit seiner glatten Oberfläche Graphit besonders gut aufnimmt und deshalb viele Nuancen, besonders viel Wolkenhaftigkeit also, zulässt. Und natürlich passt die Transparenz des Materials wie nebenbei auch hervorragend zur durchscheinenden Luftigkeit des Motivs.

Zeichnen kostet Zeit. Benjamin Beßlichs meist kleinformatige Werke entstehen in unzähligen Arbeitsschritten und Schichten, das Graphit wird aufgetragen, in Teilen wieder weggenommen und neu aufgetragen. Es kommt auf jedes Detail an, und Wolken haben viele Details. Je länger man hinschaut, desto mehr

scheinen es zu werden. Bei einer solchen Arbeitsweise ist man als klassischer Freilichtmaler schlecht beraten. Wer über Stunden an einer einzigen Wolke zeichnet, der hat das Original am Himmel schon längst nicht mehr vor Augen. Deshalb bedient sich Benjamin Beßlich der Segnungen der modernen Technik und fotografiert die Wolken zuerst, bevor er sie zeichnet. Er zwingt sie in den Stillstand, der ihnen eigentlich fremd ist. So gewinnt er Zeit. Das ist gut, denn diese Zeit gibt er an uns Betrachterinnen und Betrachter weiter. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber wir merken Kunstwerken meist an, wenn sie mit einem besonderen Zeitaufwand entstanden sind. Die Aufmerksamkeit, die diesen langsamen Schaffensprozess formt, überträgt sich auf unsere Wahrnehmung. Wir werden selbst ruhiger und aufmerksamer, während wir das Werk betrachten. Das ist ein Geschenk, das der Künstler uns macht. Er stellt uns seine Geduld zur Verfügung.

Vielleicht haben Sie sich eben im Stillen gefragt: Wenn Benjamin Beßlich die Wolken fotografiert – warum dann überhaupt noch zeichnen? Ist die Fotografie nicht das perfektere Abbild? Die ehrliche Antwort lautet: nein. Die Zeichnung unterscheidet sich grundlegend von der Fotografie, und die Langsamkeit oder Schnelligkeit ihrer Entstehung ist nur ein Aspekt. Anderes kommt hinzu: Material, gestalterische Freiheit, und nicht zuletzt der Einfluss, den Auge und Hand des Künstlers beim Zeichnen unwillkürlich nehmen. Wir sehen nicht die Wolke. Wir sehen die Wolke, wie Benjamin Beßlich sie sieht. Das ist ein Unterschied, den er nicht zu verschleiern sucht, im Gegenteil: den er noch betont. Dass in seinen Zeichnungen hin und wieder die Schraffuren sichtbar bleiben, anstatt sich im Motiv aufzulösen, ist gewollt. Benjamin Beßlich fertigt keine Illusionskunst an, auch wenn wir vor seinen Wolkenbildern manchmal zu glauben meinen, dass wir den Himmel mit Händen greifen können. Seine Zeichnungen unterscheiden sich zu jeder Zeit deutlich von einer Fotografie, und

wir sollen das auch sehen. Das macht den heiklen Übersetzungsprozess, Natur in Kunst zu verwandeln, spürbar. Wir sehen keine Wolken. Wir sehen Kunst, die von Wolken inspiriert ist. Aber eben dieser feine und doch abgrundtiefe Unterschied ist charakteristisch für die Wolke an sich. Eine Wolke ist das, was wir in ihr sehen, sie ist zugleich abstrakt und konkret, eine Projektionsfläche für unsere Subjektivität. Daher auch das Spiel, wechselnde Gestalten in ihr zu erkennen. Was wir sehen, verrät mehr über uns als über die Wolke. Übrigens hat Benjamin Beßlich auch diese angedeuteten Figuren, die wir in Wolken zu erkennen meinen, in seine Zeichnungen mit aufzunehmen versucht, und festgestellt: Es geht nicht. Dieses Spiel braucht die beständige Bewegung, den unablässigen Wandel. Stillgestellt, wird die Figur entweder zu demonstrativ oder sie ist fort.

Benjamin Beßlich hat sich auf vielen Ebenen mit Wolken auseinandergesetzt, vor allem künstlerisch und ästhetisch, aber auch meteorologisch, mit ihrer Zusammensetzung aus Tropfen oder Kristallen. Das Leichte, Schwebende und Transparente der Wolke täuscht: *Ihr Material ist die größere oder kleinere Nähe der Wassertröpfchen zueinander, in einer Höhe von sechs Kilometern, bei einem Gewicht von vierzig Elefanten*, schreibt Klaus Reichert. Diese wissenschaftliche Erforschung der Wolken ist vergleichsweise neu, wenn man bedenkt, wie lange Wolken in den Mythen und Geschichten der Menschheit schon eine Rolle spielen. Erst im 18. Jahrhundert begann ihre systematische Erforschung. 1803 teilte der britische Apotheker Luke Howard in seiner Abhandlung „Theory of Clouds“ die Wolken in die Grundtypen Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus ein. Mit diversen Zwischen- und Unterformen ist es dabei im Grunde bis heute geblieben. Unser physikalisches Verständnis von Wolken hat sich in den letzten 200 Jahren enorm verbessert, unsere meteorologischen Vorausberechnungen sind präziser geworden – aber bis heute sind Wolken weitgehend frei von

menschlicher Kontrolle und Beeinflussung. Sie sind der Teil der Landschaft, der sich am wenigsten verändert hat. Worpswede sieht schon lange nicht mehr so aus wie auf den Bildern von Fritz und Hermine Overbeck, und Vegesack erst recht nicht, der Himmel hingegen – abgesehen von den Kondensstreifen der Flugzeuge – schon.

Die Wolke ist damit eine Metapher für Vergänglichkeit und Ewigkeit gleichermaßen. Weil sie niemals bleibt, was sie ist, ist sie in ihrem steten Wandel zugleich unvergänglich. Das ist es, was wir von ihr lernen können. *Unsere Seelen sind durchlässig für Wolken, vielleicht bestehen sie aus demselben Stoff*, schreibt die libanesische Malerin und Schriftstellerin Etel Adnan. Kein Wissenschaftler wird das je bestätigen können, und doch ahnen wir, dass es wahr sein könnte. Der Dichter Rainer Maria Rilke findet eindringliche Worte dafür, warum diese Vergänglichkeit, die uns mit den Wolken verbindet, so bedeutsam ist. Er fragt in der 9. Duineser Elegie: Wenn man doch zum Beispiel auch ein dunkelgrünes Lorbeerblatt sein könnte –

warum dann Menschliches müssen?

*Weil Hiersein viel ist, und weil uns scheinbar
alles das Hiesige braucht, dieses Schwindende, das
seltsam uns angeht. Uns, die Schwindendsten. Ein Mal
jedes, nur ein Mal. Ein Mal und nichtmehr. Und wir auch
ein Mal. Nie wieder. Aber dieses
ein Mal gewesen zu sein, wenn auch nur ein Mal:
irdisch gewesen zu sein, scheint nicht widerrufbar.*

Der Vergänglichkeit der Wolken könnten wir nicht das Wasser reichen, hatte Hans Magnus Enzensberger geschrieben. Aber es wäre es wert, wenn wir versuchten, es zu lernen.